

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXXVII. Jahrgang.

I.

1898.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866 von
Heinrich Friedjung, Band I, XVI + 438 S. 1897. Band II,
XVI + 606 S. 1898, Stuttgart, Cotta.¹⁾

Das Erscheinen eines Buches historischen Inhaltes aus der Feder dieses Verf. bot, offen gestanden, eine große Ueberraschung; seit seinem Werke: „Carl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit“ (1876) hatte er geschwiegen, und schien mit der Lehrthätigkeit zunächst, dann mit journalistischer und politischer Arbeit vollauf beschäftigt. Und doch muß Fr. seit vielen Jahren bereits mit dem Plane dieses Buches beschäftigt gewesen sein, denn eine Unterredung mit Fürst Bismarck, die er im Hinblick auf dasselbe gehalten hat, fällt bereits in das Jahr 1890. Eine noch viel größere Ueberraschung aber bereitete die Erkenntniß, daß man es hier mit einem Werke von allererstem Range zu thun habe: der Verf. wird dieses Geständniß nicht übel deuten, man ist ja in der wissenschaftlichen und literarischen Welt nicht gerade geneigt, gleich das Allerbeste von Jemandem zu erwarten, der nicht einmal mitten in der Junft steht. Und doch ist das hier der Fall.

Soweit es übersehen werden kann, hat Fr. aus den besten Werken, auch fremder Literaturen, geschöpft; er ist aber auch zu den Acten selbst zurückgegangen und hat das Wiener Kriegsarchiv durchstöbert. Wie Fr. in seiner Vorrede angibt, wurde ihm die Erlaubniß dazu vom jetzigen Director des Archivs entzogen, was um so mehr überrascht, als man gewohnt ist in Sr. Excellenz dem F.=M.=L. von Weker einen überaus liberalen Verwalter und Hüter der daselbst erliegenden Schätze zu finden. Man kann nicht behaupten, daß Fr. im Laufe seiner Darstellung der österr. Waffenehre zu nahe getreten ist; peinlich hat er da historische Objectivität bewahrt. Auch sollte man meinen, daß die Schilderung österreichischer Zustände seit

1) Bereits in zweiter Auflage erschienen.

1848 durch die offene Preisgabe bisher sorgsam gehüteter amtlicher Geheimnisse nur gewinnen könne, besonders gegenüber fremdländischen Darstellungen, die eine erschreckende Summe von Unfähigkeit und Beschränktheit auf die Häupter der österr. Diplomaten und Staatsmänner gehäuft haben.

Fr. hat noch mehr gethan als Bücher excerpiren und Acten durchsuchen, er hat ein journalistisches Element in seine Darstellung eingefügt, das wenigstens in diesem Falle mit Glück sich bewährt hat: das Interview. Mündlich und schriftlich mußten viele der noch lebenden Mitarbeiter oder Zuschauer an der Tragödie des Jahres 1866 dem Verfasser Rede und Antwort stehen. Abgesehen von directer Benützung dieser Zeugnisse im Laufe der Erzählung sind eine ganze Reihe derselben im Anhang zum zweiten Bande abgedruckt. Man findet da: Bismarck, Moltke, Benedek's Witwe (da Benedek selbst zum Schweigen verurtheilt war), Blumenthal, Edelsheim-Gynlay, Rechberg, Nigra, Falkenhayn, Varga, Sacken, Neuber, Baumgarten u. a. m. vertreten. Manchem dieser alten Herren mag das Ansinnen Friedjungs zuerst sonderbar vorgekommen sein, dann scheinen die Meisten aber gerne gesagt zu haben, was sie gewußt; bei den Oesterreichern speciell, mußte der Wunsch überkräftigt werden, endlich einmal vom Herzen zu bringen, was so lange verschwiegen worden war.

War das ein Vortheil, den Fr. aus seiner journalistischen Thätigkeit in die Wissenschaft herübergebracht hat, so scheint ein zweiter zu sein die überaus elegante, leichte und dabei mit wenigen Ausnahmen durchaus nicht phrasenhafte Darstellungsart, der Sinn für das Hauptsächliche, der dabei auch das Nebensächliche nicht ganz vergißt. Besonders bei der Schilderung der Schlachten und Gefechte kam diese Gabe der Uebersichtlichkeit dem Verfasser hoch zu statten; mit überraschender Klarheit versteht er die einzelnen Phasen einer Affaire auseinander zu halten und dabei den Hauptgang des Gefechts nicht aus dem Auge zu verlieren. Er hat das Talent, die militärischen Vorgänge — wenn der Ausdruck gestattet ist — kinematographisch zu entwickeln. Als Musterbeispiel dafür mag die Schilderung der Seeschlacht bei Lissa, am Ende des zweiten Bandes, dienen; sie ist überdies von einer patriotischen Begeisterung durchsetzt, die allein den Verf. vor jedem Vorwurf schützen sollte.

Das Werk Fr.'s. setzt nach rascher Ueberschau des österr.-preuß. Verhältnisses seit 1848 mit dem Kriege von 1859 ein. Kurz wird derselbe geschildert, mit Berührung der Fehler Gynlay's, bei Magenta dem Grafen Clam, bei Solferino dem Grafen Wimpffen eine Hauptschuld am Mißersolge zugeschrieben, in der letzten Schlacht auf die großen Verdienste, die sich Benedek damals erwarb und die ihn als den österreichischen General der Zukunft andeuteten, hingewiesen. Es ist aber unzweifelhaft, daß der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland nicht erst seit 1859 datirt, daß er im Gegentheil bis zu dem Augenblicke zurückgeführt werden kann, als 1740 Friedrich II. zum ersten Male seine Heere in Schlessien einrückten ließ. Damals geschah der erste Schritt Preußens, um auf Kosten Oesterreichs Großmacht zu werden. „Der erste schlesische Krieg hatte den deutschen Dualismus geschaffen, der zweite schlesische Krieg hat dem deutschen Dualismus sofort in der Epoche seiner Entstehung die Möglichkeit künftiger Lösung offen gehalten.“ (Koser, Friedrich der Große, I. S. 291.) Das hätte kurz in Friedjungs Buch angedeutet werden können.

Neben diesem leichten Tadel gibt der Anfang des Werkes Anlaß zu starkem Lobe, das für das ganze Buch gleich gilt, nämlich betreffs der ausgezeichneten Charakteristiken, denen wir begegnen. Die meisten Männer, die damals mitgewirkt haben, werden uns in kurzen Zügen außerordentlich lebensvoll geschildert.

So heißt es gleich bei der Schilderung Wilhelms I. (I. S. 34/35) „seine kernige Natur hatte nichts Modernes an sich, ja mit Vorurtheilen sah er auf die täglich neu aufsprießenden Gestalten und Wünsche der Zeit. Sein Geist war nicht tief und nicht vielseitig, er stand dem Zusammenhange der Dinge, die er um sich werden sah, mit ungerechtem Mißtrauen gegenüber. Diese Eigenschaften erschienen vielen seiner Zeitgenossen anfangs als unverbesserliche Mängel, aber sie übersehen dabei, daß der Fürst, der die Hauptsache erfaßt, der die Bedingungen der Größe seines Staates versteht, ohne Gefahr die rasch verwelkenden Blüthenranken modernen Geistes unbeachtet lassen kann. . . . Wilhelm I. besaß die Gabe, die durchgreifenden Ursachen von den begleitenden Umständen zu trennen und das Nothwendige zu thun.“

Nicht minder vortrefflich, wenn auch aus begreiflichen Gründen stark verschleiert, erscheint die Charakteristik des Kaisers Franz Josef I. (I. S. 57, 201—3.) Noch besser ist aber, was dabei Fr. über die Unmöglichkeit sagt, der Person unseres Monarchen in historischer Kritik gerecht zu werden: „Kaiser Wilhelm konnte oft lesen, daß seine schöpferische Kraft hinter der seines großen Rathgebers zurückstehe. Das wäre in Oesterreich so gut wie unmöglich: die Persönlichkeit des Herrschers schwebt während seines Lebens in einer Art religiöser Atmosphäre; sie herabzuziehen in den Kreis geschichtlicher Betrachtung, seinen Charakter zu analysiren, davon hält eine alte strenge Ueberlieferung ab, welche zurückgeht auf die Tage römisch-kaiserlicher Majestät. Diese ererbte Scheu hängt mit dem Gefühle zusammen, daß das österr.-ungar. Reich auf der unbestrittenen Ehrfurcht vor der Dynastie begründet sei. Was der Kenntniß der zeitgenössischen Geschichte abträglich ist, das mag, so dürfte die Vorstellung der leitenden Männer sein, der Festigkeit des Reiches dienen.“

Vortrefflich sind auch die Charakteristiken der drei Männer, die bestimmt waren, die österr. Nordarmee i. J. 1866 zu lenken: Genikstein, Krismanic, Benedek. (I. S. 152, 155, 226 ff.) Ersterer wird als Salonsoldat geschildert, von ähndem, scharfen Wit, liebenswürdig, elegant, ein guter Kamerad und Gesellschafter, der aber im Momente der Gefahr im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit vor der Verantwortung zurückschreckt. Diese Verantwortung übernimmt sein Ablass Krismanic; ausgezeichnet durch die ganze Receptionsfähigkeit der slavischen Rasse, daneben aber auch durch einen entschiedenen Mangel eigener Ideen, ein Mann, der durch die erworbene Gelehrsamkeit zu imponiren verstand, dabei aber nur ein theoretischer General war. Endlich Benedek! Ein ausgezeichnete Heerführer, die Sprachen der Armee sprechend, von beinahe zärtlicher Fürsorge für seine Soldaten, weniger im Stande seine Officiere zu behandeln. Von bescheidener Abstammung, wenig gebildet, konnte er offenbar sein Leben lang nicht eine gewisse Scheu vor Bildung und hoch adeliger Herkunft überwinden, die sich je nachdem zu Schüchternheit oder derber Abneigung verdichtete. Er war sich der Grenzen seiner Begabung und Befähigung vollkommen bewußt, er sagte selbst von sich: „in Italien könnte ich nützen, in Böhmen bin ich ein Esel,“ wie er sich ja thatsächlich über die Geographie Böhmens erst Vorträge halten lassen mußte. Ein Mann von feurigem, sanguinischem Temperamente, leicht beeinflusst und beeindruckt, der in plötzlichem Ungemache seine ganze Spannkraft verlor. So hat er in der Schlacht bei Königgrätz bis zum letzten Augenblicke, bis es zu spät war, geschwankt, ob er die Reserve von 60000 Mann, die noch intact da stand, in den Kampf führen solle, oder nicht; noch im entscheidenden Momente frug er seine Umgebung halb ernsthaft, halb im Scherze, „Na, lassen

wir's los?" Und als Jene ihm keine Antwort gab, sand er auch keine. (I. C. 262.) Man darf es unbekümmert aussprechen, nicht Benedek trägt die Schuld an seinem Unglücke, sondern die ihn auf diese Stelle hoben, für die er nicht austretend, freilich sie auch im besten Glauben das Beste zu thun.

Den Männern im gegnerischen Lager wird Fr. ebenfalls vollauf gerecht; daß er hier mehr Licht als Schatten sand, ist vom österr. patriotischen Standpunkte tief zu beklagen, kann aber Fr. nicht Schuld gegeben werden. Daß ihm besonders Bismarck's Persönlichkeit zu Bewunderung hinriß, wird man begreiflich finden. Aber auch hier weiß er Maß zu halten. Denn noch niemals ist in einem unparteiischen Werke der Antheil Bismarck's am Zustandekommen des Krieges von 1866 so scharf behandelt worden, wie hier. Mit gleichgesinnten Genossen vereint — Moltke, Roon — wußte er den widerstrebenden König davon zu überzeugen, daß er im Rechte, daß Oesterreich der Angreifer sei, während die Haltung Preußens, seit 1863, doch rund heraus gesagt, nichts anderes gewesen ist, als eine fortbauernde Provocation Oesterreich's.

Wir kehren zurück zu dem Fortlaufe der Friedjung'schen Darstellung. Zunächst schildert er den Fürstencongreß von 1863, bei welchem nach einem Bismarck'schen Worte Kaiser Franz Josef von weißgekleideten Fürsten empfangen worden ist. Aber König Wilhelm war nicht darunter und das entschied über die Bedeutung dieses Tages. Es folgt der Krieg von 1864, aus dem hervorzuheben ist, daß sich hier die preußischen Truppen den österr. Waffenbrüdern durchaus nicht überlegen zeigten und letztere durch die Stoßtaktik viele Erfolge erkämpften. Die Elbeherzogthümer wurden den Dänen abgenommen, was sollte nun damit geschehen? Interessant sind diesbezüglich die Aeußerungen Bismarck's, die dieser in seiner Unterredung mit Friedjung i. J. 1890 machte. Er erzählte wie diese Frage in einer Conferenz zwischen ihm und Graf Rechberg erörtert worden im Beisein der Monarchen von Oesterreich und Preußen. Bismarck habe da hingeworfen, das Bündniß sei keine Erwerbsgenossenschaft gewesen, in welcher der Ertrag gewissenhaft getheilt werden müsse, sondern vielmehr eine Art von Jagdgesellschaft, bei der jeder Theil seine gemachte Beute nach Hause trüge. (II., S. 519.) Unter dieser Beute für Preußen verstand der Minister eben Schleswig-Holstein. Es war aber doch zu viel verlangt, Oesterreich solle dem Rivale die große Beute großmüthig überlassen. Freilich, ein Aequivalent dafür hätte sich finden lassen: die preußische Garantie für den italienischen Besitz Oesterreich's. Graf Rechberg dachte auch daran — wie er überhaupt weit unterschätzt worden ist — aber er griff nicht durch; er stürzte und an seine Stelle kam ein General, Graf Mensdorff-Pouilly, ein ehrenhafter, sein gebildeter Mann, der aber viel zu bescheiden und von seiner Unkenntniß in Diplomaticis viel zu durchdrungen war, als daß er neben so präpotenten Männern, wie es sein Colleague Esterhazy und sein Staatssecretär Biegeleben waren, irgend eine Rolle hätte spielen können. Mit charakteristischem Ausdruck bezeichnet Fr. für die nächsten Monate das Verhältniß zwischen den beiden Großmächten als „Streit um die Beute“. 1865 ist sehr zum Mißfallen Bismarck's dieser Streit beigelegt worden durch die Gasteiner Convention, die Holstein in österreichische, Schleswig in preußische Verwaltung gab. Dieser Ausweg war unhaltbar; während in Holstein ungeheuer für den Augustenburger, den man da als rechtmäßigen Landesherrn ansah, Propaganda gemacht ward, wurde Schleswig als preußische Provinz behandelt.

Bismarck hatte aber daraus die Lehre gezogen, daß die schleswig-holsteinsche Frage nicht dazu geeignet sei, um als Kriegsvorwand gegen Oesterreich zu dienen; er suchte nicht lange nach einem anderen zu finden, in der Bundesreform bot sich ein solcher sofort dar. Darüber, daß der Bund reformirt werden müsse, war Alles einig, aber wie? Preußen stellte kurz sein Programm dahin auf, daß es in Norddeutschland, wenigstens in militärischer Hinsicht, die führende Rolle spielen müsse, das wäre eine Stärkung seines Einflusses gewesen, die Oesterreich auf keinen Fall glaubte zugestehen zu können. Und von dem Augenblicke, wo Anfang 1866 Bismarck diese Frage für brennend geworden erklärte, trieb Alles zum Kriege.

Fr. hebt nun zunächst sehr richtig hervor, daß die Stärke Oesterreichs seit Jahrhunderten auf der Basis sicherer Allianzen beruht habe, erst die elende Politik Buols in den fünfziger Jahren habe diese Theorie erschüttert; durch kunstvolles Laviren während des Krimkriegs brachte er es dazu, Oesterreich von den Westmächten und von Rußland zu isoliren. Diese Isolirung dauerte noch fort. Dagegen hatte Preußen nach einem Allirten gesucht und ihn an Italien gefunden. Unter der Patronanz des Kaisers der Franzosen hatten sie sich am 8. April 1866 zu einem Bündnisse auf drei Monate vereinigt. Es galt nun binnen dieser Frist, das Bündniß actuell zu machen, d. h. den Krieg zu beginnen, denn genug der Anzeichen deuteten darauf hin, daß Italien nach Ablauf dieser Zeit Mittel und Wege finden werde, auf friedlicher Straße einen Theil seiner Wünsche zu befriedigen und es ist äußerst fesselnd hier nachzulesen, wie es Bismarck wirklich machte, vor dem 8. Juli zum Kriege zu kommen. In Preußen selbst, am Hofe und im Volke hatte er bedeutende Gegenströmungen zu überwinden, der König, der Kronprinz, die nicht zu unterschätzende Damenclique, das Parlament, die ganze öffentliche Meinung waren gegen ihn.

Diese Kämpfe führt uns Fr. anschaulich vor, ebenso wie die gleichzeitigen Verhältnisse in Oesterreich, wo eben die Führung in der inneren Politik von Schmerling auf Belcredi übergegangen war und wo Esterhazy, wenn er es überhaupt der Mühe werth fand eine Meinung zu äußern, der einflußreichste Mann war. Es wäre Sache der österr. Minister gewesen, den Streitfall möglichst hinauszuschieben, um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen, aber gerade das that man nicht und kam Bismarcks Kriegswünschen auf halbem Wege entgegen. Auch Napoleon III. wird bei dieser Gelegenheit geschildert (S. 133), wobei allerdings eine Bemerkung Friedjungs nicht gebilligt werden kann: er habe etwas darauf gehalten im Verkehre mit europäischen Staatsmännern stets die Wahrheit zu sprechen! Unbekanntes kann hier der Verfasser natürlich nicht bringen, denn nur allzu bekannt ist es ja, daß Napoleon damals ein Doppelspiel spielte, bei dem er aber von Bismarck in grandioser Weise dupirt worden ist.

Mit großer Klarheit werden uns sodann die Vorbereitungen zum Kriege geschildert, die beiderseitigen Pläne gekennzeichnet. Das merkwürdige ist, daß man beiderseits nur an Defensive dachte: Oesterreich naturgemäß, weil es darauf rechnen mußte in Folge der eigenthümlichen Dislocation seiner Truppen (aus nationalen Gründen), die die Zusammenziehung und Ergänzung seiner Brigaden außerordentlich erschwerte, erst sechs Wochen später kriegsfertig zu sein als Preußen. Und letzteres, weil König Wilhelm um keinen Preis als Angreifer erscheinen wollte und diese kostbare Frist daher ungenützt verstreichen ließ. Während sich die Oesterreicher um Olmütz concentrirten, um von hier einem Einsall der Gegner nach Währen oder

Böhmen gleichmäßig begegnen zu können, wurden diese, in weitem Bogen von Thurgau bis Oberschlesien reichend, aufgestellt, um ihrerseits jeden Angriff gegen Schlesien oder gar in die Mark, durch Sachsen hindurch, wirksam abwehren zu können. Es ist ja bekannt, daß König Wilhelm seinem Vorleser Schneider einmal recht bitter in Aussicht stellte, die Entscheidungsschlacht werde etwa bei Großbeeren oder da herum, also in der Nähe von Berlin, geschlagen werden.

Beide Aufmärsche waren gerechtfertigt; nur daß dann im entscheidenden Momente Moltke rascher als Krismanič die veränderte Situation erkannte, seinen Plan ummodelte und mit größter Schnelligkeit zur Ausführung brachte, während der Andere an dem einmal ausgeklügelten festkleben blieb.

Viel Hohn und Spott ist damals auf das österreichische Hauptquartier gehäuft worden ob seines „geheimen Planes“, den Niemand gewußt habe. Fr. thut sein Möglichstes, und wie es scheint berechtigtermaßen, um Krismanič und Benedek von diesem Anwurf zu befreien. Die Grundidee derselben war eine ganz richtige und Fr. weist da eine seltsame Analogie mit dem Feldzuge von 1778/9 nach, der mit dem Frieden von Teschen geendet hat. (II. Band, Excurs I.) Genau wie Benedek und Clam 1866 standen dazumal Kaiser Josef und Laudon, ihnen gegenüber Friedrich der Große und sein Bruder Heinrich, nur daß Letztere nicht die Thatkraft und den Entschluß fanden, die Oesterreicher anzugreifen. Krismanič hatte gedacht, es werde ein neuer schlesischer Krieg aus dem 18. Jahrhunderte hier gekämpft werden, er hatte vergessen, daß mittlerweile hundert Jahre durch die Welt gegangen waren und mit ihnen ein Kriegsgenie wie Napoleon I. Während die Namen der Generalstäbler im österr. Heere sofort fest gestanden waren, gilt nicht das gleiche vom Oberbefehlshaber selbst. Oesterreich, das auf zwei Kriegsschauplätzen gegen Preußen und Italien zu kämpfen hatte, brauchte deren zwei. In Betracht kamen nur Erzherzog Albrecht und Benedek. Letzterer, an den italienischen Boden gewöhnt und hier kriegserfahren, wünschte nichts sehnlicher als da zu bleiben, der Erzherzog aber ebensfalls. Es soll einem directen Appell des Prinzen zuschreiben sein, daß Benedek gehorsam vor dem Höheren zurücktrat und in den Norden ging. (I., S. 233.) Dafür hat Benedek die freie Wahl seiner Unterfeldherren gehabt und Fr. betont dieses Vorrecht sehr stark, vergißt aber dabei, was er selbst zu wiederholten Malen über den Einfluß des Adels in Oesterreich sagt. Diesem Einflusse hat sich der Obergeneral keinesfalls entziehen können, sonst wäre es unbegreiflich, wie er sich den Grafen Clam-Gallas hätte auswählen können, von dessen Ungeeignetheit für größere Commanden er sich anno 1859 selbst hatte überzeugen können. Und doch war das noch nicht Derjenige, mit dem Benedek die schlechtesten Erfahrungen machen sollte; auch Generale wie Graf Thun, Graf Festetics und andere haben ihm keineswegs den im Kriege so nothwendigen, bis zur Verleugnung der eigenen Individualität gehenden, unbedingten Gehorsam entgegengebracht. Allerdings bestand auch, wie Fr. ausführt, ein großer Unterschied zwischen der österreichischen und preussischen obersten Leitung. Während Moltke klar und deutlich seinen Hauptplan ausrollt und die Ausführung dem Ermessen der Generale überläßt, werden die österreichischen Führer mit Detailordres überhäuft, ohne daß sie wissen, was man damit eigentlich bezweckt. So sind beispielsweise der Kronprinz von Sachsen und Graf Clam die längste Zeit in Ungewißheit gehalten worden, ob sie die Iserlinie nachdrücklich zu vertheidigen hätten oder nicht, ob sie sich auf die Hauptarmee zurückziehen sollten oder ob diese zu ihnen stoßen würde.

Das ist überhaupt ein Hauptreiz des Friedjung'schen Buches, daß hier einmal die beiderseitigen Vorzüge und Fehler klar abgewogen und verglichen werden. Bisher hatte man doch nur über diese Zeit mehr minder einseitige Darstellungen; zum ersten Male erhalten wir da eine umfassende, auf den besten Quellen beruhende objective Erzählung, die namentlich österreichische Fehler auf Grund gegnerischer Urtheile selbst zu mildern versteht und Manches in besserem Lichte erscheinen lassen kann, als das selbst das österreichische Generalstabswerk thun konnte. Besonders das Andenken Benedek's wird von manchen Schlacken gereinigt, die ihm angeheftet worden sind durch den begreiflichen, wenn auch nicht sehr edlen Wunsch der Wiener Officiösen, einen bequemen Sündenbock zu finden.

Fr. erzählt uns auch Vieles über Ansichten, Stimmungen und Verhältnisse in Oesterreich vor dem Kriege; aus all diesem Erinnerungswerthen mag ein Artikel der „alten Presse“ vom 12. Juni hervorgehoben werden, der also lautet: „das preußische Volk ist nichts andres, als ein Spielball in den Händen eines einzelnen, bösen und verworfenen Mannes. Es besitzt kein Mittel um seiner Faust zu enttrinnen. Kein Regersclave Brasiliens, der sich unter der Peitsche des Aufsehers windet, ist hilfloser, erbarmungsloser als das gesammte Preußenthum. Es kann knirschen, wüthen, jammern, aber es muß Haus und Hof verlassen und geknebelt in die Schlacht laufen für eine Meinung, die es mißbilligt, für eine Sache, die es haßt. . . . Es ist selbst zu schwach, sich von den Staatsmännern zu befreien, die es knechten. Hier fühlen wir uns berufen, ihm nützeren kräftigen Beistand angedeihen zu lassen.“ (I. S. 255.) So possirlich diese Expectoration sich heute liest, so ist doch mehr als ein Körnchen Wahrheit darin; unwillig und knirschend ging das preußische Volk in den Kampf, aber es ging und that seine Pflicht. Wie jener Soldat auf die Frage, ob er gerne in den Krieg ziehe, erist antwortete „das gerade nicht, aber schießen werden wir doch!“¹⁾

Fr. schildert ferner das Verhalten Deak's; die Stimmungen der deutschen Fürsten, den Vertrag vom 12. Juni zwischen Oesterreich und Frankreich, endlich die entscheidende Abstimmung am Bundestage vom 14. Juni, die dem Könige Wilhelm die Waffen in die Hand drückte und Moltke's mühsam zurückgedämmte Thätigkeit entfestelte.

Das zehnte Capitel des I. Bandes widmet Friedjung der Organisation und Taktik des österreichischen Heeres. Er geht hier auf den in neuester Zeit von einem jungen Gelehrten geäußerten Gedanken zurück, Wallenstein sei der Begründer desselben; in weiterer Entwicklung der Geschichte des Heeres kommt er dann auch auf den oft, zu oft geäußerten Tadel des späten ins Feldziehens im Frühjahr, ohne aber dabei Rücksicht zu üben auf den entsetzlichen Zustand der Straßen in früheren Jahrhunderten, die thatsächlich erst zu etwas trockenerer Jahreszeit die Bewegungen größerer Heereskörper gestatteten. In steter Vergleichung mit dem preußischen Heere bringt Fr. diese Entwicklungsgeschichte bis auf das Jahr 1866. Als entscheidend für den Ausgang des Krieges hebt er einen preußischen Vortheil und einen nicht minder großen österreichischen Fehler hervor. Das eine war der Hinterlader, der dreimal so schnell schoß als der alte Vorderlader, das andere war die Stoßtaktik. Ohne Rücksicht auf das Feuer des Feindes, stürzte sich der Oesterreicher mit blanker Waffe auf den Feind, um im Handgemenge das Gefecht zu entscheiden. Dieses

1) Mag Ring, Erinnerungen. Deutsche Dichtung, XXIII. Band S. 193.

Mittel hatte 1859 sich bewährt; es ist kühn, heroisch, aber einem in der Feuertechneit so überlegenen, und so ausgebildeten Gegner gegenüber, wie 1866 der Preuße, war es einfach destructiv. Dazu kam noch Anderes: die schlechtere Führung, die geringe Harmonie zwischen Oberbefehlshaber und Untergebenen, die Insubordination, wie sie wiederholt bei Skalitß, bei Königgrätz bewiesen worden ist und kleinere Versehen, die aber doch am Gesamtergebnisse mitarbeiteten. So der sehr ungenaue und langsame Nachrichtendienst der Oesterreicher; es hat beispielsweise einmal eine Ordre von Josefstadt nach Jitschin — ein Weg von drei Stunden für einen Reiter — neunzehn Stunden gebraucht. Fr. sagt, es ist das nichts Anderes als gute alte echt-österreichische Schlamperei. (II. S. 156.) Er kommt da schließlich zu dem richtigen Resultate: manche Schlappe hätte vermieden, die Entscheidung hinausgeschoben werden können, aber ein Sieg Oesterreichs war von vorneherein unter allen Umständen unmöglich.

Damit beginnt Fr. in die eigentliche Darstellung der Kämpfe einzugehen, wohin wir ihm hier unmöglich folgen können; nur Einzelnes sei noch hervorgehoben. Zuerst wird der italienische Feldzug erzählt. Es wird gezeigt, wie da die Oesterreicher einen doppelt überlegenen Feind durch richtige Ausnützung der Situation, durch Energie und Entschlossenheit — freilich auch unterstützt durch die Unfähigkeit des Gegners — derart schlagen (bei Custoza), daß er es gar nicht mehr wagt, in diesem Feldzuge sich zu rühren und daher die berechnete Unzufriedenheit des preussischen Allirten hervorruft. Zu bemerken ist das Bestreben Friedjungs, den Verdiensten Erzherzogs Albrechts, die manchmal durch die seines Generalstabschefs John in den Schatten gestellt worden sind, gerecht zu werden. Es ist aber die Frage, ob ihm das gelungen ist. Das letzte Capitel des I. Bandes erzählt die Unterwerfung Norddeutschlands und den Heranmarsch der österr. Armee von Olmütz nach Böhmen. Der zweite Band schildert dann zunächst die Vorbereitung zur Katastrophe von Königgrätz.

Geht man Friedjungs Anschauung auf den Grund und formulirt sie schärfer vielleicht noch, als er es selbst gethan, so scheint die Hauptschuld der Oesterreicher jetzt in Folgendem zu liegen: ziemlich gleichzeitig marschirten, wie bekannt, die Oesterreicher und die Preußen nach Böhmen ein; letztere aber getrennt in zwei Heeren. Der Gedanke lag nahe, diese Theilung zu beuühen und eines dieser Heere zu fassen und, wenn möglich zu schlagen, bevor das andere herangekommen sein konnte. Dieser Plan wurde von Krizmanic richtig gefaßt, aber falsch ausgeführt. Anstatt das nähere und schwächere Corps des Kronprinzen von Preußen anzugreifen, das auf gefährlichen, mühsamen Wegen beinahe parallel zu den Oesterreichern dahergedrückt kam, behandelte er dasselbe als quantité négligeable und strebte danach das entferntere und stärkere Heer des Prinzen Friedrich Carl zu erreichen. Noch am 28. Juni gab es einen Augenblick, wo Kronprinz Friedrich Wilhelm sehr gefährdet war; einen Moment lang dachte man im Hauptquartiere Benedeks sich auf ihn zu stürzen, aber dieser Moment ging unbenüht vorüber — es war die Krisis, wie Fr. meint. F. W. Kuhn hat später in seiner derben offenen Art dem alten Waffengeführten gesagt: „Freund, das war Dein Fehler, daß Du den preussischen Kronprinzen nicht am 28. Juni angegriffen hast“ (II. S. 192) und Benedek wußte darauf nichts zu antworten.

Fr. schildert in anschaulicher Weise die Gefechte, mittelst welcher der Kronprinz seinen Einmarsch nach Böhmen erzwang, ebenso die, welche Friedrich Carl zu

bestehen hatte, nur den Kronprinzen von Sachsen und Cam-Gallas aus ihren Stellungen herauszuwerfen. Letzterer kommt dabei relativ gut hinweg; er war für seinen Posten nicht geeignet, aber daß er ihn inne hatte, war ja nicht seine Schuld.

Es folgt die Katastrophe, von Friedjung in den Capiteln 6—8 erzählt. Wesentlich Neues kann er nicht bringen, aber in manchem Detail kommt auch da seine Darstellung hochherwünscht. So ignorirt er, von einer kurzen Bemerkung im Anhang abgesehen, ganz die Geschichte vom „Nebel von Chlum“; es ist auch höchste Zeit, daß diese Legende einmal aufhört, die noch im österr. Generalstabswerke eine große Rolle spielt. Bekannt ist, wie sie entstanden: in dem Telegramme, das Benedek am Abende jenes Unglückstages von Solitz aus an den Kaiser richtete, hieß es: „Regenwetter hielt den Pulverdampf am Boden, so daß er jede bestimmte Aussicht unmöglich machte; bei Chlum blieb unvermuthet eine Lücke in der Stellung . . .“ Diese beiden unseugbar richtigen Meldungen wurden dann in ursächlichen Zusammenhang gebracht und bald hieß es, der Nebel und Pulverdampf haben es möglich gemacht, daß die Preußen unvermerkt in die entscheidende Stellung bei Chlum einrücken konnten. Dagegen ist nun zu bemerken, daß jene Höhen nicht hoch genug sind, um etwa wie im Hochgebirge die Kuppe frei zu lassen, während ringsum tiefe Nebel wallen, in denen ein Angreifer wie mit der Tarnfappe verhüllt unbemerkt herankommen könnte. Ist aber Hügel und Thal gleichmäßig eingehüllt, so muß der Angreifer, unter diesem Vorhänge sich bewegend, ebenso, vielleicht noch mehr leiden, als der Vertheidiger. Das entscheidende bei Chlum ist eben nicht das, daß die Oesterreicher die anstürmenden Preußen wegen des Nebels nicht sehen konnten, sondern, daß gar keine Oesterreicher da waren, die das sehen konnten. Ein anderes Detail, das durch Fr. aufgeheilt wird und zur Entlastung Benedeks dient, betrifft sein Verhalten gegen die ungehorsamen Divisionäre auf dem rechten Flügel der österreichischen Stellung — Thun und Festetics, an dessen Stelle bald Mollinary getreten war — jenes Flügels, der hakenförmig umgebogen, Ansdhan nach Norden halten sollte, dorthin, wo man die Armees des Kronprinzen von Preußen wußte. Ein möglicher Anfall von dieser Seite sollte durch jene österr. Corps abgewehrt werden. Die genannten Generale waren aber mit ihrer ihnen zugeschriebenen Stellung nicht zufrieden gewesen und hatten eine andere eingenommen, die immer noch ihrer primären Aufgabe hätte dienen können, aber auch von da hatten sie sich durch Kampfeslust und Ungebuld herablocken lassen zum Streite gegen die Armees Friedrich Carls, von der die Division Franzsch in den blutigen Kämpfen im Swieper Walde heldenmüthig ihre Aufgabe löste, jene Divisionen festzuhalten. Um ½12 Uhr Mittags erhielt nun Benedek als letzte Warnung ein Telegramm des Festungscommandanten von Josefstadt, der das Vorbeiziehen größerer Truppencolonnen gegen das Schlachtfeld zu meldete — die Armees des Kronprinzen, die sich in unergründlichen Wegen abmühte, um den Kameraden zu Hilfe zu kommen. Fr. constatirt, daß Benedek bereits vorher seine Pflicht gethan und jene Generale aufgefördert hatte, die ursprüngliche Stellung wieder einzunehmen, allerdings ohne Erfolg. Jetzt wurde dieser Befehl nachdrücklich wiederholt und hatte denn endlich auch, aber nur theilweise und viel zu spät, Effect, so daß eben die preussische Garde unaufgehalten in das Herz der österr. Position hineinmarschieren konnte.

Dramatisch, schildert Fr. gestützt auf Erzählungen von Augenzeugen, die schreckliche Scene, als Benedek von der Einnahme Chlums durch die Preußen erfährt. (II. S. 273.) Mit besonderer Sorgfalt erzählt er den Reiterkampf bei Strebschitz,

dem große Bedeutung zukommt, weil er so eigentlich die Verfolgung der preussischen Kavallerie hemmte; gleicher Antheil zu mindest an dieser Hemmung, die ja die österr. Armee vor völliger Vernichtung rettete, gebührte der ausgezeichneten Artillerie.

Als logische Folge der früher festgestellten Ursachen erscheint uns die Niederlage unserer Waffen bei Königgrätz.

In rascher Flucht entrollen sich nun die Ereignisse der nächsten Tage und Wochen vor uns: der Schrecken am Pariser Hofe, der gehofft die beiden deutschen Löwen würden sich gegenseitig anzehren, oder aber Oesterreich werde siegen, niemals aber gedacht hatte, daß Preußen zu so raschem und vollständigem Siege werde kommen können; das Schwanken dajelbst zwischen Krieg und Frieden, das sich unterstützt durch des Kaisers kränkliche Zaghaftigkeit in einer ungefährlichen Friedensvermittlung auflöste; der Versuch Bismarcks derselben anzukommen, durch die Bemühung österr. Patrioten, wie Giskra und Hering, die aber an dem Mißtrauen des Wiener Hofes scheiterte; die Abtretung Venetiens; den raschen Aufmarsch der Südmarmee unter Erz. Albrecht, unbelästigt durch den Feind, nach Wien; dann den Fortgang des Krieges in Mähren. Benedek war mit der geschlagenen Armee zunächst gegen Olmütz hin ausgewichen, als aber die Preußen unverrückt der österr. Hauptstadt zustrebten, mußten die Truppen in immer größerem Bogen, da die Sehne von den Preußen eingenommen wurde, der Donau zugeführt werden. Ja, endlich müssen sie sogar nach Ungarn ausbiegen, um bei Preßburg den Donauübergang zu gewinnen. Da kommt es denn am 22. Juli, am Tage an dem endlich der Waffenstillstand, der im Nikolsburger Hauptquartiere zu Stande gekommen war, beginnen sollte, zum letzten Kampfe: bei Blumenau. Bekanntlich machte demselben der eintretende Stillstand thatsächlich ein Ende und beide Theile schieden mit starker Siegeshoffnung aus dem Gefechte, was noch nachträglich zu langen Controversen Anlaß gegeben hat.

Es charakterisirt die ruhig abwägende Art Friedjung's, daß er darüber das Urtheil fällt, der Sieg hätte dem zufallen müssen, — Bese oder Thun — der die nächsten Stunden am Besten auszunützen verstanden hätte.

Alle politischen Wirrungen werden uns vorgeführt, mauchmal mit Correcturen von Sybels einseitiger Darstellung. Ebenso die sehr interessanten Vorgänge in Wien nach der Entscheidung und die für unser Reich so verhängnißvollen Abmachungen mit Deak, die zum sogenannten Ausgleich geführt haben. Es darf hier wohl hervorgehoben werden, daß Fr. die Uneigennützigkeit unserer Brüder jenseits der Leitha — die sich darauf viel zu Gute hielten, sie hätten nach der schweren Niederlage Oesterreichs nicht mehr gefordert als vorher — ins richtige Licht setzt. Was Deak vor dem Kriege als Summe der ungarischen Wünsche formulirt hatte, über welche er aber hätte mit sich handeln lassen, dieses Maximum wurde jetzt zum Minimum, das auch vollinhaltlich gewährt worden ist! (II. S. 365.)

Der glänzend geführte Vertheidigungskrieg, den Ruhn in Tirol führte, wird uns ebenso treu geschildert, wie der Seekrieg mit seinem Höhepunkte, der Schlacht bei Lissa, wobei das Genie Tegetthoffs im glänzendsten Lichte erstrahlt.

Es folgt der Friedensschluß; anläßlich welches der Verf. uns ein charakteristisches Gespräch zwischen Erz. Albrecht und John zu geben weiß, das neuerlich beweist, daß Letzterer auch hier eine entscheidende Stimme gehabt hat. (II. S. 481.)

In einem Schlußcapitel untersucht Fr. nochmals rückschauend die Ursachen der Niederlage und führt dann in scharfer Weise aus, wie Benedek zum Sündenbock für Alles gemacht worden ist. Anstatt, wie er sehnlichst gehofft zu seiner Rechtfertigung zum Kaiser berufen zu werden, wird ihm das Wort abgenommen über das Borgefallene zu schweigen; der Appell an die Loyalität, an den Gehorsam des Soldaten bleibt nicht ungehört, Benedek bringt sich zum Opfer, duldet und schweigt und sorgt selbst dafür, daß nach seinem Tode keine Indiscretion enthülle, was er zu Lebzeiten verschweigen mußte. Am 8. December 1866 verkündet dann die halbamtliche Wiener Abendpost urbi et orbi, der eigentliche Schuldtragende sei Benedek. Daß aber auch Sieg und Glück österr. Feldherren vor Ungnade nicht bewahren können, zeigt das Schicksal Legethoffs, der, allerdings nur vorübergehend, solcher verfiel.

Als Opfer des Krieges kennzeichnet Fr. die Deutschen Oesterreichs, die damit den letzten Zusammenhang mit dem „Reiche“ verloren haben: nichts, was seit 1866 vorgefallen, berechtigt uns, diesem Urtheile des Verf. nicht beizustimmen.

Ein strenger Kritiker schrieb über das erste Buch Friedrijngs: man darf von jedem Historiker mit Recht drei Dinge verlangen: „kritischen Sinn, Auffassung und Urtheil, endlich gefällige Form der Darstellung.“¹⁾ In reichem Maße erfüllt der Verf. des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland“ diese Forderungen, es ist ein ausgezeichnetes Werk, das er nach langer emsiger Arbeit dem österr. Volke und der Wissenschaft gegeben hat.

D. Weber.

Dr. Josef Hirn. Der Kanzler Biener und sein Proceß. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1898.

Der Verfasser, welcher in Folge seiner Berufung in das Unterrichtsministerium in jüngster Zeit in den politischen Tagesblättern häufig genannt wurde, ist als Historiker seinen Fachgenossen seit lange vortheilhaft bekannt. Insbesondere seine Geschichte des Gemahls der Philippine Welfer, Erzherzog Ferdinands II. von Tirol, fand wegen der Gründlichkeit der Forschung, der Fülle des dadurch gewonnenen neuen, vorzugsweise culturgeschichtlichen Materials, des unverkennbaren Strebens nach Objectivität und der gewandten Darstellung trotz des ausgesprochen kirchlichen Standpunktes des Verf. in weiten Kreisen verdiente Anerkennung. Das hier zu besprechende Werk über den Kanzler Biener ist als V. Band der Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer, welche im Namen der Leo-Gesellschaft von Hirn und Wackeruell herausgegeben werden, erschienen und dem Verbands deutscher Historiker gewidmet. Es behandelt einen Mann, dessen tragisches Schicksal ein Lieblingsgegenstand der Sage und Dichtung geworden ist, während sich die Geschichtsforschung noch verhältnißmäßig wenig mit ihm beschäftigt hat.

Zu Laupheim gegen Ende des XVI. Jahrhunderts geboren, studirte Biener vom Jahre 1607 angefangen an der Universität zu Freiburg im Breisgau, diente dann als Beamter dem Markgrafen Karl von Burgau, dem bekannten Sohne des

1) Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen XV. Jahrgang, Lit. Beilage S. 1.

Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welfer, später dem Bischofe von Freising und dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, wurde auf kurze Zeit Mitglied des Reichshofrathes in Wien und betrat endlich im November des Jahres 1630 den Boden Tirols, der ihm so verhängnißvoll werden sollte; Erzherzog Leopold, Bruder Kaiser Ferdinands II., der damals über Tirol gebot, hatte ihn zum Kanzler des „Regiments“, d. i. der Landesregierung, ernannt. Unter Claudia, der Witwe und Nachfolgerin Leopolds, stieg Biener im Jahre 1638 zum geheimen Rathe und Hofkanzler empor, eine Beförderung, deren er sich durch erfolgreiche Unterhandlungen mit den Bündnern und ähnliche diplomatische Dienste und durch kräftiges Auftreten gegen die Landesstifter würdig gemacht hatte. Als Hofkanzler behauptete er noch einige Zeit das Vertrauen Claudias; später, besonders als der westfälische Friede sich dem Abschlusse näherte, bekamen jedoch seine Feinde, darunter besonders der kaiserliche Gesandte bei den Friedensverhandlungen Isak Wolmar, die Oberhand, so daß Biener in vielen Angelegenheiten nicht mehr gefragt, die wichtigsten Staatsgeschäfte hinter seinem Rücken entschieden wurden. Als Erzherzog Ferdinand Karl, der Biener von Anfang an nicht gewogen war, zur Regierung gelangte, verschlimmerte sich dies, Rechte, die Biener standhaft vertheidigt hatte, wurden aufgegeben oder veräußert, Biener selbst angefeindet, vom Amte entlassen und ihm endlich der Proceß gemacht, der mit seiner Enthauptung im Schloß Rattenberg endigte (1651).

Dies die äußeren Umrisse eines Lebensganges, der, wie Hirn bemerkt, nur um des Proceßes willen, mit dem er abschloß, Gegenstand einer historischen Monographie zu werden verdient, da Biener keineswegs ein großer Staatsmann war, wenn ihm auch die Anerkennung nicht versagt werden kann, daß er im einzelnen Reformen eingeführt und Fortschritte erzielt hat. Sein Proceß füllt denn auch den größten Theil des ihm gewidmeten Buches. Der Stoff, der damit zu verarbeiten war, muß als ein äußerst spröder bezeichnet werden, da in Ermangelung weniger aber gewichtiger Anklagepunkte ein ganzer Rattenkönig der kleinlichsten Anschuldigungen gegen den Kanzler erhoben wurde, die auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen die Geduld des Forschers in hohem Grade in Anspruch nahm und deren Wiedergabe auch der Gewandtheit des Darstellers kaum übersteigbare Schwierigkeiten bereitete. Der Verf. hat aber einen vorzüglichen Ausweg gefunden. Da nämlich die Aufklagen sich auf die kleinsten Einzelheiten der Verwaltungsthätigkeit des Kanzlers bezogen, so hat der Verf. den Stoff zu einer in culturgeschichtlicher Hinsicht sehr lehrreichen Darstellung der Rechtsverhältnisse, des Kanzleiwesens und der finanziellen Gebahrung im damaligen Tirol verarbeitet.

Für Prager Leser ist übrigens von Interesse, daß einer der Klagepunkte die Ungelegenheit einer in Prag lebenden Frau, der Mutter des bekannten Hofjuden Leon Bassavi, betraf. Dieselbe trat gegen ihren Stiefsohn, den Innsbrucker Hofjuden Abraham May, der ihr ein vertragsmäßig zugesichertes Witwen-Deputat nicht zahlen wollte, als Klägerin auf und erhielt dank der Unbestechlichkeit und Gerechtigkeitsliebe Bieners das Deputat zugesprochen, obgleich May, der die meisten Innsbrucker Hofleute zu Schuldnern hatte, seinen ganzen nicht unbedeutenden Einfluß aufbot, um im Streite mit der alt:n Frau den Sieg zu erringen. Derselbe May hatte auch später unter der Strenge Bieners zu leiden und war schließlich einer der vielen persönlichen Feinde, die Bieners Sturz herbeiführten.

Den Proceß selbst betreffend scheint sich der Verf. nicht auszusprechen, daß das Verfahren gegen Biener der rechtlichen Grundlage entbehrte, seine Hinrichtung also

ein Justizmord war. „Sie suchten, wie sie ihn mit List fangen könnten,“ mit diesen Worten charakterisirt der Verf. das Vorgehen der Untersuchungsrichter. Was man Wiener vorwarf, konnte, selbst wenn die Vorwürfe begründet waren, allenfalls eine civilrechtliche Verurtheilung zu Schadenersatz an den Fiscus oder, sofern dabei spöttische Aufzeichnungen Wieners über Claudia und Ferdinand Karl, die unter seinen Schriften gefunden wurden, in Betracht kamen, eine Verwarnung u. dergl., niemals aber die Verhängung der schwersten, der Todesstrafe, rechtfertigen. Wieners Feinde fühlten dies selbst; als Wiener bereits todt war, ließen sie einen Befehl ein- treffen, der den Aufschub der Hinrichtung anordnete, wenn sie nicht schon vollstreckt sei, sie ließen verbreiten, daß Wiener begnadigt worden wäre, wenn er und zwar noch im letzten Augenblick um Gnade gebeten hätte u. s. w. So entbehrt auch das vor- liegende Buch nicht der tragischen Wirkung und namentlich die letzten Capitel ver- mögen hierin recht wohl mit der dichterischen Darstellung zu wetteifern, obwohl es das sichtliche Bestreben des Verf. ist, die ungeschminkte Wahrheit und nur diese zu bieten.

—z.

Schulz, Dr. Hans. Wallenstein und die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Monographien zur Weltgeschichte III. Velhagen & Klasing. 1898. 133 S.

Seit etwa Jahresfrist gibt die rührige Verlagsfirma Velhagen und Klasing unter Leitung von Eduard Heyß kleine, prächtig ausgestattete, mit reichem Bilderschmucke versehene Bände heraus, die den gebildeten Ständen eine anschauliche Kenntniß der Weltgeschichte vermitteln sollen; und zwar dies an der Hand der Schilderung einzelner Personen, Familien oder Institutionen — ein sehr glücklicher Gedanke. Daß dabei die Zeit des großen Krieges im 17. Jahrh. nicht fehlen durfte, ist begreiflich und um keine andere Persönlichkeit konnte sich diese Darstellung besser gruppiren als um Wallenstein. Der Verf. gibt uns auf den vorstehenden Seiten eine äußerst genaue, fesselnd geschriebene Schilderung des Lebenslaufes dieses Mannes, wobei er aber getreu seinem Programme auf die kriegerischen und culturellen Zustände überhaupt jener Zeit eingeht. Man wird von derartigen Monographien nichts anderes verlangen dürfen, als daß sie das vorhandene Materiale in genügender Weise beherrschen und benützen und so dem Leser auf Grund desselben ein abgerundetes Bild des Gegen- standes liefern. Dem Verf. kann das Zeugniß ausgestellt werden, daß er dieser Forderung vollauf gerecht geworden ist und daß man sein Buch jedem, der sich über die Geschichte Wallensteins belehren lassen will, in die Hand geben soll. Was den Durchschnittsleser nicht interessiren kann, aber für die Männer der Kunst nicht ohne Wichtigkeit, ist, daß Schulz in Bezug auf die Frage von Wallensteins Schuld auf dem Standpunkte der großen Mehrheit der deutschen Historiker steht.

Vielleicht darf hervorgehoben werden, daß Sch. etwas gar zu stark den pro- testantischen Standpunkt betont, wobei das hellste Licht auf die Fürsten dieser Con- fession, der tiefste Schatten auf die Katholiken, speciell Ferdinand II. und die Jesuiten fällt; auch ist es wohl unwillkürlich ein Eindringen moderner Begriffe in ältere

Zeiten, wenn Verf. von Wallenstein S. 67 sagt „obwohl selbst Tscheche“. Das Buch ist, ebenso wie die anderen Monographien, mit einem überaus reichen, sehr geschickt ausgewählten Bilderschnuck versehen, der allein schon ein anschauliches Bild jener Zeit vermittelt. Besonders interessant sind die wiedergegebenen zahlreichen Darstellungen der Ermordung Wallensteins, die Verf. mit einem etwas kühnen aber nicht unglücklichen Ausdrucke „ein barbarisches Disciplinarverfahren“ genannt hat. D. W.

Schmidt, Dr. Hans G. Fabian von Dohna. Halle'sche Abhandlungen zur neueren Geschichte. Heft XXXIV. Halle, Niemeyer. 1897. 225 S.

Es sind die Schicksale eines Soldaten und Staatsmannes, die uns hier vorgeführt werden, des jüngsten Bruders der bekannten Achaz und Christoph von Dohna. Wir finden ihn zunächst in Diensten Friedrichs III. v. d. Pfalz, dann in den von dessen Sohne Johann Casimir; dazwischen macht er 1581/82 mit dem Lehensherrn seines Landesfürsten, er ist geborener Preuße, einen Krieg gegen Rußland mit, um in den Westen Deutschlands rückgekehrt, die Politik Joh. Casimirs ebenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertreten, im Kölner Kriege, weiters besonders in wiederholten Feldzügen in Frankreich; eingehende Schilderung findet, einen großen Theil des Buches einnehmend, der französische Feldzug von 1587. Nach dem Tode Joh. Casimirs fühlt er sich nicht mehr wohl im pfälzischen Lande, und der Abschluß seiner Lebensarbeit von 1600 an ist seiner engeren Heimat gewidmet, speciell der Aufgabe, den Besitz Preußens der Brandenburger Hauptlinie zu sichern. 1613 nimmt er seinen Abschied, um den Rest seiner Tage bis 1621 auf seinem Schlosse zu Karwinden zu verleben.

In Anbetracht dessen, daß das vorliegende Buch in keiner Beziehung zur böhmischen Geschichte steht und daher außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift steht, glaubt Ref. mit obigem Resumé seiner Pflicht Genüge gethan zu haben. —r.

C. Jabnel. Kriegschronik der Bezirkshauptmannschaft Aussig in Maria Theresianischer Zeit. Stephan Tietze, Aussig. 1897. IX. 235 S.

Es ist außerordentlich dankenswerth, daß der Verf., der mit Bescheidenheit selbst anführt, er habe nur zu einer Sichtung des ganzen noch lange nicht genug bekannten Materiales anregen, dessen Verständniß erleichtern wollen, sich der Mühe unterzogen hat, alle ihm erreichbaren Acten über diese Zeit durchzusehen und zu excerpieren. Als Hauptgrundlage seiner Arbeit dient ihm, abgesehen von der Vorarbeit Sonnewend's, die Chronik des P. Rudolf Kleinmichel, der selbst wieder auf gleichzeitige aber leider nicht erhaltene Aufzeichnungen zweier Aussiger, Püschel und Fock, zurückgeht. Dazu hat J. das Aussiger Stadtarchiv benützt und soweit Ref. es übersehen konnte, auch die Literatur dieser Periode fleißig herangezogen. Freilich muß dem Verf. ganz die

Verantwortung für die Art dieser Benützung überlassen bleiben, da er aus Zweckmäßigkeitsgründen, für ein größeres Publicum schreibend, seine Quellen nur im Allgemeinen citirt. Er schildert die Kriegereignisse in und um Auffsig in den Jahren 1741/42, 1744/45, 1756/60, 1778. In den letzten drei Jahren des siebenjährigen Krieges blieb die Gegend von feindlicher Invasion verschont. Mit großer Treue werden die Leidenszeiten der Stadt anschaulich gemacht und mit genauen Details, wie es einer „Chronik“ geziemt, ausgeschmückt. Man kann aber aus diesen Kriegsschilderungen auch manchen interessanten culturgeschichtlichen Beitrag herausfinden; beispielsweise fällt immer wieder auf, welche große Rolle damals in Nordböhmen noch der Wein gespielt hat.

Leichte Irrthümer sind auch hier — wo fehlten diese? — nachzuweisen; so etwa heißt der Ort, wo 1741 die bekannte Convention zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen wurde, Kleinschuellendorf und nicht Kleinschmellendorf (S. 3, 7); das Schloß, in welchem der Friede von 1763 unterzeichnet ward, Hubertusburg und nicht Hubertusstock (S. 199); Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen war nicht der Sohn der einzigen Tochter des Kurfürsten Max III. von Baiern, sondern der Sohn von dessen Schwester (S. 202). Doch derlei fällt gering ins Gewicht gegenüber der großen Mühe, die sich Verf. gegeben hat, alles ihm Zugängliche für den Zweck seiner Darstellung zu sammeln. Wenn auch solche Arbeiten vielleicht nicht immer den höchsten Ansprüchen gerecht werden, begrüßt sie der deutschböhmisches Geschichtsfreund doch stets mit großer Befriedigung. D. W.

Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens, redigirt von Dr. Karl Schöber; 2. Jahrgang. 1. und 2. Heft.

Wie bekannt, trat diese periodische Schrift an die Stelle des eingegangenen „Notizenblattes“. Gut geleitet, ragt die Zeitschrift, was den wissenschaftlichen Gehalt der Arbeiten anlangt, weit über jenes. Beweis dessen sind die in den beiden vorliegenden Heften publicirten Abhandlungen, von denen die erste: „Zur Geschichte der Stadt Olmütz in der Zeit der schwedischen Occupation“ von Prof. J. Loserth ihre dankenswerthen Mittheilungen aus der Chronik des Minoriten-Guardians des St. Jakobsklosters in Olmütz und aus 28 Schreiben aus dem Stadtarchiv schöpft, welche hier abgedruckt sind. Der Verlust der Feste ist einer der schwersten, von denen die Kaiserlichen im letzten Jahrzehnt des großen Krieges getroffen wurden. Der Feind verdankte die Einnahme seinem umsichtigen und thatkräftigen Führer Torstenson, nicht aber der angeblichen Feigheit des Commandanten Antonio Miniati. Von einer solchen kaum nach Loserths Untersuchungen nicht mehr die Rede sein. Prof. Dr. Karl Wotke macht uns mit dem mährischen Humanisten Augustinus Olomucensis (aus der Sippe der Schlachta zu Wssehrd) bekannt. Geboren 1461, mit einträglichen Domspründen ausgestattet, starb er 1513. Seine schriftstellerischen Producte werden mehr oder weniger eingehend besprochen. — Ueber die „Besiedlung des politischen Bezirks Sternberg“ schreibt Dr. Eduard Hawelka, u. zw. über die slawische und dann über die nachfolgende deutsche Colonisation, wobei er die Ortschaften des Bezirks auf

ihre Nationalität hin prüft, die alten Heerstraßen und ihre Bedeutung für die Besiedlung ins Auge faßt und den verschollenen Dörfern und Freihöfen einige Worte widmet, er erfreut uns mit einer graphischen Darstellung des ganzen Bezirks und erläutert mit guten Abbildungen Haus und Hof im mährischen Gesenke. — Prof. Dr. Karl Lechners „Beiträge zur Frage der Verlässlichkeit des Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae“ bestätigt das vernichtende Urtheil des Dr. B. Bretholz, das er in seiner Abhandlung über die Tataren in Mähren und die moderne mährische Urkundensälschung (1. Jahrgang der Zeitschr.) gefällt hatte; Lechner zeigt die Unzuverlässigkeit Boczeks in den die spätere Zeit betreffenden Bänden des Diplomatars. In den Miscellen findet man Beiträge zu den Moralitates Caroli IV. imperatoris, zu den Religionsverhältnissen Nordmährens um das Jahr 1600, Kaiser Josephs II. Türkenkriege in der Erinnerung der Brünnner und den Urfehdebrief des Hans Paggert von Troppau für Albrecht von Währingen vom Jahre 1395. — In den literarischen Anzeigen liegen vor eingehende Referate von Dr. B. Bretholz über Prašeks Tovačovská kniha ortelů Olomuckých (das Tobitschauer Buch der Olmücker Urtheile, 1430—1689); über das Museum Franciscum (Annales 1896) von Dr. Moriz Grolig; über Biermanns Geschichte des Protestantismus in Oesterr.-Schlesien von Josef Mažura und über Tomášeks Buch das alte Bergrecht von Iglau und seine bergrechtlichen Schöffensprüche von M. Simböck.

B.

Tschernich, Dr. Franz. Deutsche Volksnamen der Pflanzen aus dem nördlichen Böhmen. Jahresbericht über das k. k. akad. Gymnasium in Wien f. d. Schuljahr 1896/97.

Mit dieser Arbeit hat der Verfasser sich um die deutschböhmisches Volkskunde ein wirkliches Verdienst erworben. Ein vorzüglicher Botaniker und genauer Kenner der Flora seiner Heimat (er ist aus Böhmen-Leipa gebürtig), war er in der Lage, ein sehr vollständiges Verzeichniß aller dort wildwachsenden, vom Volksmunde mit einem Namen bezeichneten Pflanzen zu geben, er fügte auch noch überdies die häufigsten Kultur- und Gartengewächse, so wie die als Genuß- und Heilmittel gebrauchten aus der Ferne stammenden Producte des Pflanzenreiches hinzu. Bei den meisten werden noch anderwärts gebrauchte Synonyma aufgeführt, die unter diesen aus dem westlichen Böhmen angeführten hat der Verfasser während seiner Thätigkeit an der Elbogner Oberrealschule gesammelt. — Im Verzeichniß erscheinen die Pflanzen in der alphabetischen Reihenfolge ihrer lateinischen systematischen Namen aufgeführt, was bei einer Arbeit, welche wie die vorliegende in erster Linie eine volkstündliche ist, ganz am Platze war, da hiedurch das Auffinden eines volkstümlichen Namens sehr erleichtert wird.

Leb.